

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band: 11 (1961)
Heft: 3

Bibliographie: Kurze Hinweise = Brèves notes bibliographiques
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KURZE HINWEISE

BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

MIRCEA ELIADE, *Schmiede und Alchemisten*. Ernst Klett Verlag, Stuttgart, o. J. 249 S. — Der Verfasser will im vorliegenden Werk zeigen, welches die geistigen Grundlagen der archaischen Metallurgie und der Alchemie sind. Er betrachtet diese Praktiken nicht so sehr als Vorstufen der modernen Wissenschaft und Technik, sondern vielmehr als Verfahren, die in einer mythisch verstandenen und rituell gehaltenen Welt ihren sinnvollen Ort haben. Am Beispiel der chinesischen Metallurgie und Alchemie zeigt Eliade die innere Verwandtschaft der beiden Techniken auf. Jede geht in ihrer Weise darauf aus, «mit der Natur zusammenzuarbeiten, ihr zu helfen, in immer schnellerem Tempo zu produzieren, die Beschaffenheit der Materie zu ändern». Der Verfasser weist aber mit Nachdruck und zu Recht darauf hin, daß sich die archaische Transmutation der Materie letztlich nur verstehen lasse, wenn auch ihr symbolischer Aspekt beachtet werde. In solcher Sicht wird auch die Beziehung zwischen gewissen Initiationsriten und den archaischen Praktiken klar. Im Schlußkapitel «Alchemie und Zeitlichkeit» macht Eliade auf Zusammenhänge aufmerksam, die zwischen der Alchemie und der modernen Wissenschaft bestehen.

H. Burkhardt

P. G. WALSH, *Livy, his historical aims and methods*. University Press, Cambridge 1961. XII u. 301 S. — Der Verfasser, Professor der Alten Geschichte an der Universität Edinburgh, der sich schon in mehreren Aufsätzen mit der Römischen Geschichte des Livius unter verschiedenen Gesichtspunkten beschäftigt hat, gibt in diesem Buch ein zusammenfassendes Bild von Persönlichkeit und Werk des Livius. Er behandelt darin sowohl den persönlichen Hintergrund, Heimat und Lebensumstände des Livius, wie die Traditionen der antiken Historiographie, in die sich Livius deutlich und bewußt einordnet, und spricht vor allem in ausführlichen und reich dokumentierten Kapiteln über die philosophischen und moralischen Anschauungen des Livius, über die Quellen des Werkes, die Methoden der Quellenbenutzung und Darstellung, die literarischen Formen und über Sprache und Stil. Überall ist das Urteil auf reicher Einzelbeobachtung des Werkes selber aufgebaut und bemüht sich, Licht und Schatten gerecht zu verteilen und damit ein allseitig und sorgfältig begründetes Gesamtbild herauszuarbeiten, das sich ebenso sehr freihält von gefühlsmäßiger Panegyrik wie ungerechter Herabsetzung wie einseitiger Betonung nur einzelner Aspekte. Am Schluß stehen eine Bibliographie der wichtigsten modernen Literatur

zu Livius und ein Sach- und Namenindex. Bedauern wird man vielleicht gerade bei der Fülle der guten Beobachtungen und Beurteilungen, daß ein Index der genauer interpretierten Stellen fehlt, der allerdings bei der sehr großen Zahl der behandelten Belege sehr umfangreich geworden wäre. Das Buch ist jedenfalls ein ausgezeichnete Führer zu einem echten Verständnis dieses klassischen Geschichtswerkes des alten Rom, seiner Vorzüge sowohl wie seiner Schwächen.

Ernst Meyer

KARL VON AMIRA, *Germanisches Recht*. 4. Aufl., bearb. v. KARL AUGUST ECKHARDT. Bd. 1: *Rechtsdenkmäler*. Verlag Walter de Gruyter, Berlin 1960. XVI u. 252 S. — Die erstmals 1890 in Paul Hermanns Grundriß der germanischen Philologie veröffentlichten Grundzüge des Germanischen Rechts von Karl von Amira erschienen 1913 in dritter verbesserter Auflage. Fast ein halbes Jahrhundert brauchte es bis zur Neuauflage dieses, wie es Hermann Aubin 1955 nannte, «unersetzlichen Werkes», das Claudius von Schwerin 1922 als «die einzige zusammenfassende Darstellung des germanischen Rechts im Ganzen und seiner Quellen... in meisterhafter Form» charakterisierte. Dieser Zeitraum stellte an den Herausgeber besondere Anforderungen, um so mehr da in dieser Zeitspanne in der Disziplin starke Gewichtsverschiebungen sich vollzogen und tragende Begriffe wie Sippe, Gefolgschaft, Hundertschaft, Mark usw. in ihren Grundfesten erschüttert wurden. Der Herausgeber hat diese Anforderungen glücklich gelöst. Amiras Zielsetzung war ihm für die Neuauflage maßgebend. Was Amira in sachlicher Beziehung ausgeführt hat, abgesehen von zeitgebundenen Polemiken und dem lediglich aus der Literatur Übernommenen, wird in die Neubearbeitung aufgenommen. Wo Eckhardt von den Ansichten Amiras abweicht, bringt er das zum Ausdruck, besonders in dem größtenteils neu geschaffenen Abschnitt «Methode». Sachliche Änderungen erscheinen da, wo die neuere Forschung über Amira hinausgeführt hat, ebenso wurde neu gegliedert und wurden Karten, Stammbäume und Übersichtstabellen beigegeben und Amiras klassifikatorische Anordnung der Rechtsdenkmäler teilweise aufgegeben und gemildert. Die Literatur wurde ganz beträchtlich ergänzt. Diese zahlreichen Hinweise, in der viele weniger bekannte außerdeutsche Editionen und Untersuchungen angeführt sind, verleihen dem Buch auch als bibliographisches Hilfsmittel einen ganz besonderen Wert.

Nach einer grundlegenden Einführung über Recht und Rechtsquellen folgen die Ausführungen über die ost-, west- und nordgermanischen und die deutschen Rechtsdenkmäler. Umfaßte die 3. Auflage bloß 2 Register, enthält die Neuauflage gesonderte Register für die Autoren-, Personen- und Ortsnamen, die Quellen, Sachen, Terminologie und Beigaben. Es handelt sich um eine wertvolle rechtsgeschichtliche Neuerscheinung.

Louis Carlen

GIUSTINO RENATO ORSINI, *Storia di Morbegno (con riferimenti ai paesi vicini e alla Valtellina)*. Milano, A. Giuffrè (Pubblicazioni della Società Storica Valtellinese), 1959. In-8°, VII + 232 p. — TULLIO BAGIOTTI, *Storia economica della Valtellina e Valchiavenna*. Sondrio, Banca Popolare di Sondrio, 1958. In-8°, 272 p. — Comment ne pas envier l'activité des historiens d'une

région aussi petite que la Valteline? Depuis quelques années, les études locales et les monographies se succèdent à un rythme si rapide qu'on peut espérer voir bientôt une synthèse sur l'histoire de la vallée qui remplace les travaux nécessairement imparfaits de Romegialli ou de Besta. Il faut rendre hommage à la «Società Storica Valtellinese», et à des mécènes comme la «Banca Popolare di Sondrio», qui rendent possible cet effort.

Après Bormio, après Aprica, c'est Morbegno qui trouve aujourd'hui son historien. Entreprise difficile en vérité, car pour toute l'antiquité et une grande partie du moyen âge, les renseignements sont si minces qu'on ne peut guère qu'écrire une histoire de la Valteline avec quelques détails supplémentaires sur Morbegno. Ce qui est plus regrettable, c'est l'absence totale de plan: on parle de tout dans tous les chapitres, et aucune vue d'ensemble ne se dégage. Sans nous laisser aller à la tentation de reprendre point par point chaque passage où l'auteur trahit des partis pris et du chauvinisme, nous devons signaler que ce qui concerne les Grisons appellerait des rectifications!

Une histoire de Morbegno était utile, car elle sera un des éléments importants de la synthèse que nous attendons. En ce sens, l'œuvre du vieux spécialiste qu'est M. Orsini nous apporte au moins une belle moisson de faits et de dates, un index surtout, consacré aux personnages et aux familles, qui est précieux (si l'on est prudent face aux éléments d'étymologie et d'onomastique!) et d'utiles renseignements archéologiques et artistiques.

Le travail de M. Bagiotti obéit à des critères plus scientifiques, encore qu'il ne puisse s'agir que d'une esquisse, car c'est en somme la première tentative sérieuse de ce genre. Comme les études de détail sur les différents aspects de l'économie valteline manquent le plus souvent, certains chapitres en restent à des généralités un peu creuses, alors que d'autres nous fournissent des indications de valeur. La traduction en termes d'économie de la situation géographique et politique de la Valteline ne manque en tout cas pas d'intérêt. On lira surtout avec profit les chapitres consacrés aux problèmes monétaires, agricoles et industriels, et on aura la surprise de voir que, dans ce dernier domaine, les premiers signes de développement ont été en somme étouffés par le rattachement au royaume d'Italie: il est curieux de voir une province alpine avoir à se plaindre d'un mal qu'on a tendance à croire spécifique du *Mezzogiorno*.

A quand, en Italie ou en Suisse, une étude de fond sur les passionnants aspects économiques, sociaux et démographiques de la domination grisonne en Valteline?

Rémy Pithon

J. FUCHS, *Inventaire des Archives de la ville de Strasbourg antérieures à 1790. Série VI (anciennement V. C. G.)*. Strasbourg, 1960. IV + 500 p. — Félicitons les archivistes strasbourgeois pour la rapidité avec laquelle ils publient les inventaires détaillés de leurs fonds. Cinq volumes ont paru de 1949 à 1954; voici le sixième, œuvre de M. Joseph Fuchs. Il s'agit du dépouillement de la série VI, dont l'ancienne cote V. C. G. était l'abréviation de «Verschlossenes Kanzlei-Gewölbe» (caveau clos de la chancellerie) d'après son lieu de dépôt d'avant 1789. Composée de documents de diverses provenances, cette série est très mêlée et touche aux sujets les plus divers:

administration de la ville et des bailliages ruraux de Basse-Alsace qui dépendaient d'elle; administration royale à partir de 1681; affaires religieuses et économiques; relations extérieures, etc... Nombres de pièces intéressent la Suisse, facilement repérables grâce aux index qui terminent l'ouvrage (voir notamment les articles *Suisse, Bâle, Berne, Genève*). Il est bon de signaler enfin, car c'est un exemple à suivre pour les rédacteurs d'inventaires d'archives, le double index des matières, l'un alphabétique, l'autre méthodique qui permettront aux chercheurs de retrouver sans peine les pièces qui intéressent le domaine particulier dont ils s'occupent.

Louis Binz

Clozianus codex palaeoslovenicus glagoliticus Tridentinus et Oenipontanus. Editio phototypica, textus litteris cyrillicis transcriptus... ed. Antonin Dostal, Pragae 1959. Sumptibus Academiae scientiarum Bohemoslovenicae. 400 S. u. Taf. — Die berühmte glagolithische Homilienhandschrift, bekannt als Codex Clozianus, dessen Teile in Trient und Innsbruck liegen, wird hier in Vollfaksimile vorgelegt, versehen mit kritischem Apparat, samt den griechischen Vorlagen und Quellen, dem lateinischen Text (nach Migne) sowie kritischen Fußnoten, der genauen Transkription in lateinischer Schrift, der Übersetzung in modernem Tschechisch. Ein Glossar zum glagolitischen Text vervollständigt die Edition, die auch den Mediävisten interessiert. Aufschlußreich für die Überlieferungsgeschichte des Codex ist die nicht gleichmäßig und teilweise nicht fehlerfrei wiedergegebene Schlußnotiz in lateinischer Schrift des späten 15. Jahrhunderts (so hat der Herausgeber einzelne Wörter falsch transkribiert, wenn er sie auch richtig auflöste; es heißt z. B. nicht dieost., was er mit dieceseos auflöst, sondern es steht deutlich dyoc. [= dyocesis] da; vor Marquardo Breisacher ist michi ausgelassen, so daß der Text sinnentstellt ist usw.), der wir entnehmen, daß offenbar ursprünglich der Herr der Insel Veglia in der Adria, Johannes de Frangepanibus, das Buch besaß. Dieser schenkte es D. Lucas de Reynaldis, Priester zu Veglia auf Veglia, der es wie eine Reliquie verehrte, wobei sich vielleicht auf diesen die Ansicht bezieht, das Werk sei eigenhändig vom hl. Hieronymus geschrieben. Nach dessen in Venedig erfolgten Tode, wo das kostbar eingebundene Buch des Goldes und Silbers beraubt wurde, gelangte ein Teil an Marquard Breisacher, den Rat des Erzherzogs Sigmund von Österreich, und zwar scheint er ihn für seine Friedensvermittlung zwischen seinem Herrn und Venedig (1487) erhalten zu haben. Diese Beziehung zu Breisacher, der auch eine Rolle in der Schweizergeschichte jener Jahre gespielt hat, ist nicht uninteressant.

A. Bruckner

PASCAL LADNER, *Das St.-Albankloster in Basel und die burgundische Tradition in der Cluniazenserprovinz Alemannia*. Basler Beitr. z. Geschichtswissensch. Bd. 80. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel u. Stuttgart 1960. 126 S. mit 1 Karte. — Nachdem R. Massini 1946 die Anfänge von St. Alban in Basel (1083) ins Licht gesetzt hat, schildert Ladner die Geschichte des Priorates bis zur Aufhebung 1529. Es ist für den Fachmann keine Überraschung, daß ein solches Cluniazenserpriorat von bescheidenem Ausmaße, in dem die burgundisch-welsche und feudal-adelige Art Clunys Einfluß

hatte, relativ wenig mit der bürgerlichen Stadt verbunden blieb, ja manchmal sogar als ein Fremdkörper erschien. Daran ist nicht so sehr die cluniazensische Weltabgeschiedenheit, sondern die Zentralisation des Ordo Cluniacensis schuld. Wie anders wußten die altbenediktinischen Abteien, ja sogar auch die zisterziensischen Gründungen Land und Volk zu beeinflussen! Ladner suchte daher mehr das geistig-liturgische Leben, die seelsorgliche Arbeit und die rechtlich-wirtschaftlichen Verhältnisse zu klären. Dazu tragen die S. 105—113 erstmals edierten Visitationsakten über die Zeit von 1324—1455 nicht wenig zur Klärung bei. Ferner ging der Verfasser den von St. Alban abhängigen zwei oberrheinischen Subprioraten nach und dehnte seine Forschungen auf die ganze alemannische Provinz aus, deren Kernstücke die Bistümer Lausanne, Besançon und Basel betrafen. Aber auch diese Verhältnisse wollte Ladner nur im Rahmen der ganzen cluniazensischen und auch vielfach französischen Geschichte sehen. Ein Drittel der Arbeit etwa ist diesem Hintergrund gewidmet, wobei der Verfasser nicht unglücklich die neueren Forschungsergebnisse zusammenstellt.

Kleinere Mängel fallen nicht ins Gewicht (vgl. etwa S. 28, Anm. 21, und die Übersetzung). Unangenehm empfindet der Benützer das Fehlen eines Registers, das um so notwendiger gewesen wäre, als sich die Arbeit ja mit vielen Orten und Personen außerhalb Basels beschäftigt. Doch mag dieser Umstand die Freude an der Arbeit, die mit feiner Einfühlungsgabe und mit solider und sauberer Methode abgefaßt ist, nicht irgendwie zu trüben.

P. Iso Müller

REINHOLD BOSCH, *Die alte Kirche von Gränichen. Ergebnisse der Ausgrabungen 1958/60*. Separatdruck aus «Jahresschrift 1960 der Historischen Vereinigung Wynental». 16 S. mit Abb. — Im Jahre 1661 stürzte der Glockenturm der alten Kirche von Gränichen ein. Der Neubau erstand an einer vom Pfarrhaus etwa 250 Meter entfernten Stelle, so daß im Laufe von drei Jahrhunderten der ursprüngliche Platz des Gotteshauses in Vergessenheit geriet. Den Anstrengungen von Pfarrer *Holliger* in Gränichen, des Archäologen Dr. *Reinhold Bosch* und weiterer Fachleute ist es gelungen, nicht nur den alten Standort von Friedhof und Kirche zu ermitteln, sondern auch ein gutes Bild über die einstigen Anlagen zu gewinnen. Der vorliegende Ausgrabungsbericht, dem ein genauer Plan und verschiedene photographische Aufnahmen beigegeben wurden, gibt eine klare, baugeschichtliche Übersicht. Wie so viele Gotteshäuser im Aargau, lehnt sich auch die Kirche von Gränichen an einen römischen Gutshof an; sie entstand als romanisches Gebäude mit kleinem, quadratischem Turmchor im 11., spätestens 12. Jahrhundert. Eine spätgotische Verlängerung des Schiffes und ein statisch zweifelhafter Neubau des Turmes dürfen auf Grund spärlicher Quellenhinweise in das Jahr 1473 datiert werden. Nördlich angelehnt wurden ein neues Beinhaus und eine größere Sakristei. Als interessante Funde erwiesen sich auch ein schön erhaltener spätgotischer Tonplattenboden, der zu einer Vorhalle gehörte, und etwas abseits ein alter Friedhofeingang mit «Beinbrecher». Der aufschlußreiche Grabungsbericht wird ergänzt durch die von Pfarrer Samuel Wullschleger überlieferte Geschichte des Turmeinsturzes, welcher zur Verlegung der Pfarrkirche führte.

H. Kläui

PETER KUP, *A History of Sierra Leone 1400—1787*. University Press, Cambridge 1961. VIII u. 212 S. — Wir besitzen noch wenig moderne wissenschaftliche Gesamtdarstellungen der Geschichte einzelner kolonialer Gebiete und heute unabhängig gewordener afrikanischer Staaten. Bis anhin stand entweder die von Anthropologen untersuchte Struktur einzelner Stämme oder dann die Art und Weise der Besitzergreifung durch die europäischen Mächte im Vordergrund, wobei in diesem Falle mehr von außen her an die Frage herangegangen wurde. Neuerdings gibt es zudem einige gute Arbeiten zur Geschichte der letzten 30—40 Jahre mit einer Schilderung der letzten Phase europäischer Kolonialpolitik und der Entstehung der afrikanischen Unabhängigkeitsbewegungen. Der vorliegende Band leistet daher recht gute Dienste: an Hand archivarischer Studien und der recht zahlreichen, aber schwer zugänglichen Reiseberichte wird der erste Kontakt Westafrikas mit Europa anschaulich gemacht. Es sind vorerst Portugiesen, dann Holländer und Franzosen, schließlich Engländer, die die Küste befahren, einige Faktoreien und Forts anlegen und dabei mit den Schwarzen in Beziehung gelangen. Das Unsystematische dieses Vorgehens wird deutlich, die Rolle der Freibeuter, die Stellung des Sklavenhandels und auch die vielen Mißerfolge von Handelskompanien. Der Verfasser gibt sich Mühe, die afrikanischen Stämme zu beschreiben, Regierungsform, Ernährung und Kleidung, um abschließend den Beginn der Koloniegründung zu erwähnen. Leider ist die Darstellung nicht frei von Wiederholungen und verliert sich stellenweise in der Schilderung belangloser Details.

R. v. Albertini

(CAROLUS GÓRSKI), *Joannis Dlugosii Banderia Prutenorum*. Warszawa 1958, Państwowe Wydawnictwo Naukowe. 346 S. u. Taf. — Der historische Hintergrund dieses berühmten, auch für den schweizerischen Historiker sehr interessanten mittelalterlichen Fahnenbuches ist die Schlacht bei Tannenberg vom 15. Juli 1410, in welcher das Heer des Deutschen Ritterordens unter dem Hochmeister von Jungingen von den überlegenen Truppen des Königs Wladislaus Jagiello von Polen und dessen Verbündeten vernichtend aufs Haupt geschlagen wurde. Die damals erbeuteten Fahnen — zunächst in der königlichen Burg untergebracht und 1411 mit feierlichem Pomp in die Krakauer Kathedrale überführt und hier nach uraltem allgemein verbreiteten Brauch aufgehängt — malte 1448 Johannes Długosz in einen Pergamentcodex ab, wobei er seine Malereien mit teilweise aufschlußreichen Bemerkungen versah. War man früher der Meinung — unter andern H. A. Segesser von Brunegg im Schweiz. Archiv f. Heraldik 1933 —, alle diese Banner seien bei der schwedischen Invasion Karl Gustavs zugrunde gegangen, so wird heute vielfach die Absicht vertreten, sie seien teilweise nach Österreich gekommen, wo sie möglicherweise sogar noch existieren sollen. Forschungen in dieser Hinsicht sollten noch unbedingt durchgeführt werden. In der gelehrten Einleitung, die wie das ganze Werk glücklicherweise zweisprachig (polnisch und lateinisch) ist, geht der Verfasser diesen Problemen nach, ohne zu einem abschließenden Resultat zu kommen. Die großen Fahnenschätze insbesondere im Heeresmuseum in Wien, aber auch im Heeresmuseum Stockholm könnten hier noch wichtige Aufschlüsse vermitteln. Vielleicht wird die in Angriff genommene Inventarisierung durch

PD. Hausmann, Wien, einige Rätsel lösen helfen. Das Werk des Johannes Długosz ist glücklicherweise noch im Autograph und mehreren, recht viel jüngeren Kopien erhalten. Bei der hohen Bedeutung sowohl der erwähnten Schlacht wie der Fahnenbeute, die für die ritterliche Heraldik des 14. Jahrhunderts sehr aufschlußreich ist, hat man sich begreiflicherweise früh mit dem Werk beschäftigt und mehrere Ausgaben davon hergestellt. Seit 1584 (Bartholomaeus Paprocki) brach die Beschäftigung nicht mehr ab. Górski referiert ausführlich darüber und bietet eine eingehende Beschreibung der leider heute unvollständigen Originalhandschrift (heute im alten Warschauer Archiv, Codex 206/218), wobei die heraldische Seite nicht zu kurz kommt. Die neue Ausgabe ist keine Faksimileausgabe im üblichen Sinn, wozu sich offenbar das Original nicht eignet. Wiedergegeben sind in Farben (farbige Strichelichés) die einzelnen Banner samt den Bemerkungen des Johannes Długosz. In einem breiten Kommentar zu jedem einzelnen Stück werden unter Berücksichtigung der bisherigen Forschung alle nötigen Angaben zu den im Długoszschen Text genannten Orten, Personen, Ereignissen und zur Überlieferung des Textes gemacht. Personen- und Ortsindizes beschließen die Ausgabe, die, angesichts der Teilnahme schweizerischer Kontingente an jener Schlacht, gewiß auch unsere Heraldiker und Historiker anregen wird.

A. Bruckner

MICHELINE BAULANT et JEAN MEUVRET, *Prix des céréales extraits de la mercuriale de Paris (1520—1698)*. Tome I (1520—1620). Paris, S.E.V.P.E.N., 1960, in-8°, 251 p. (*Monnaie. Prix. Conjoncture*, n° 5). — Ce premier volume, que nous présentent les éditeurs de la mercuriale de Paris, offre pour un siècle entier (1520—1620) le relevé mensuel des prix maxima et minima du froment et du seigle et des prix maxima de l'orge et de l'avoine pratiqués sur la place de Paris.

Le corps des «jurés mesureurs» parisiens, organisé par saint Louis, reçut au début du XV^e siècle la charge nouvelle de relever chaque jour de marché les prix des céréales. Déclaration en était faite au Châtelet: on pouvait ainsi donner une base solide à la taxe du pain.

Le manuscrit *Fonds Français* n° 5270, de la Bibliothèque nationale de Paris, nous montre le fonctionnement de cette institution de 1439 à 1478. Mais la trace la plus remarquable du travail des mesureurs est la série de 40 registres conservés aux Archives nationales, sous les cotes KK 962 à 1001, où les prix sont enregistrés pendant 179 ans, de 1520 à 1698.

Cette «mercuriale de Paris» avait déjà été partiellement utilisée. LEVASSEUR (*Journal des Economistes*, 2^e série, tome 10, p. 228—250, mai 1956) avait sélectionné annuellement 4 prix maxima du froment. Sous la direction de HENRI HAUSER, l'ouvrage intitulé: *Recherches et documents sur l'histoire des prix en France de 1500 à 1800*, Paris, 1937, traduisait les données recueillies sous la forme de moyennes annuelles et décennales.

Les auteurs de la présente publication veulent au contraire lui conserver un caractère strictement documentaire. Ne pouvant tout éditer, on a choisi de publier, pour tous les mois d'une année, les prix relevés lors du premier marché du mois. Les prix portés sur le document ont été modifiés uniquement par la conversion en décimales des sous et deniers et par la trans-

formation en livres tournois des parisis et des écus. Des moyennes annuelles accompagnées de graphiques et le tableau des valeurs en argent de la livre tournois sont fournis au lecteur en fin de volume. Pour les années ordinaires, les prix édités sont ceux du marché des Halles. Pour les périodes de disette, les prix de tous les marchés mensuels sur les trois grandes places de vente (Halles, Grève et Ecole) sont indiqués.

Il faut souligner les avantages de cette méthode. Elle permet de suivre de très près les variations des prix en temps de crise et de confronter facilement les valeurs données avec les prix établis par d'autres sources. Une substantielle introduction contient des remarques métrologiques sur l'ancienne mesure du «setier». Deux cartes de l'approvisionnement de Paris, assuré essentiellement par le Bassin Parisien, la Beauce et la Brie, font apparaître en cas de crise les appoints fournis par la Picardie et la Champagne.

Quoique ne donnant pas de renseignements sur les quantités de céréales vendues, «quitte à y revenir un jour», cette publication, dépourvue de conclusions générales, met à la portée du chercheur un document de référence précieux.

Ivan Cloulas

ERIK ROUTLEY, *English Religious Dissent*. At the University Press, Cambridge 1960. XVI u. 213 S. — Routley, ein kongregationalistischer Pfarrer und Dozent, versucht zu zeigen, daß, warum und wie das Dissentertum im englischen religiösen Leben zu einer anerkannten, notwendigen Institution geworden ist, ebenso wie das politische System Englands ohne eine ständige, offizielle Opposition undenkbar wäre. Das Dissentertum umfaßt alle englischen Protestanten, deren religiöse Überzeugung von der anglikanischen abweicht; der Begriff bekommt eine politische Färbung von dem Augenblick an, da sich der Dissenter der kirchlichen Autorität der anglikanischen Staatskirche widersetzt, zum Nonkonformisten wird und somit — wenigstens früher — politischer Rechte verlustig ging. Der Dissenter ist gegen die anglikanische kirchliche Hierarchie, vor allem gegen das Episkopat, und für eine Verstärkung des Laienelementes im kirchlichen Leben, was zum Verzicht auf jedes ordinierte Priestertum führen kann. Der Dissenter verzichtet auch meist auf eine Liturgie und stellt die persönliche Auslegung der Bibel in den Vordergrund. Seine Kirche ist eine Bekenntniskirche, sie umfaßt nur die «Heiligen», das heißt die Bekehrten. Die Verbindung mit dem Staate ist den einen Freikirchen wünschenswert, falls sich dieser ihren Wünschen fügt (Presbyterianer), während andere von Anfang an staatskirchenfeindlich sind (Brownists, Quäker). — Dissentertum gibt es seit dem Bestehen der anglikanischen Staatskirche; schon 1572 erschienen die ersten puritanischen Pamphlete, während Robert Browne als eigentlicher Vater des organisierten Dissentertums gilt. Die Hinrichtung vieler seiner Anhänger (1593) festigte die Position des Dissentertums. In der Westminster Assembly (1643) wurde erstmals die Minderheit der «dissenting brethren» ausdrücklich erwähnt. Der reaktionären Restaurationszeit (Test- and Corporation Acts) folgte die Toleranzakte von 1689; die politische Gleichberechtigung der Dissenter allerdings wurde erst im liberalen 19. Jahrhundert verwirklicht. — Die Vielfalt und die Bedeutung des englischen Dissenter-

tums ist für uns besonders schwer faßbar, weil in der Terminologie viel Unklarheit herrscht. Routley wirkt in dieser Beziehung nicht klärend, obwohl sein Buch ausdrücklich für den Außenstehenden gedacht ist.

Ursula Heuß-Burckhardt

A Calendar of the Correspondence of J. H. Ott, 1658—1671, edited by LEONARD FORSTER. 1960. XV + 58 p. (Publications of the Huguenot Society of London, XLVI.) — Le pasteur Johann-Heinrich Ott (1617—1682) fut successivement professeur d'éloquence, de langues orientales et d'histoire de l'Eglise à Zurich. Son œuvre, assez abondante, révèle plus un compilateur qu'un homme d'idées. En revanche, il entretenait des relations étroites avec les principaux représentants des églises protestantes suisses et étrangères du XVII^e siècle.

Sa correspondance, ainsi que d'autres papiers, transférée en Angleterre par un de ses petits-fils était intégralement conservée il y a peu d'années encore. Malheureusement, après la mort de leur ultime possesseur en 1951, sa femme de charge s'en servit pour alimenter le fourneau de sa cuisine. Et voilà comment finirent au bas mot un millier de lettres du XVII^e siècle!

Par chance, deux volumes ont échappé au désastre: ils avaient été donnés en 1902 au French Hospital de Londres et passèrent dans les collections de la Huguenot Library. Le premier est un journal tenu par Ott pendant ses études de 1635 à 1641. Le second, objet de la présente publication, contient environ 200 lettres qu'il reçut de 1658 à 1671, quelques brouillons de ses propres lettres et des pièces diverses. Parmi ses correspondants, on relèvera les noms de Samuel Chappuzeau, Jean-Amos Comenius, Jean Daillé, Lucas Gernler, l'abbé Michel de Marolles, François Turretini, Johann-Rudolf Wettstein II. Ces lettres concernent notamment la théologie, l'histoire de l'Eglise, la situation des protestants français, la vie académique, principalement à Bâle, à Genève et dans les universités de l'Ouest de l'Allemagne. En somme, tout ce qu'il faut pour regretter amèrement la perte du gros de cette correspondance.

Les documents sont présentés sous forme d'analyses, trop brèves à notre avis (elles dépassent rarement deux ou trois lignes), mais suffisantes pour permettre de reconnaître les thèmes traités. Chacune d'elles est suivie d'une annotation également fort succincte. L'ensemble des matériaux est décrit dans l'introduction, qui rappelle aussi les faits essentiels de la biographie de Johann-Heinrich Ott.

Louis Binz

JEAN LECLERCQ-PAULISSEN, *Contribution à l'histoire de la presse tournaïsiennne depuis ses origines jusqu'en 1914*. Cahiers du Centre interuniversitaire d'histoire contemporaine n° 6, 1958, 71 p. (Editions Nauwelaerts Leuven-Louvain). — Da bis heute eine umfassende Geschichte der belgischen Presse fehlt und die Übersicht von W. Klein im 1. Band des *Handbuches der Zeitungswissenschaft* (Leipzig 1940, col. 439—449) wie auch die Aufsätze von R. van Sint-Jan und A. Dresler in dem Monatsblatt *Zeitungswissenschaft* keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, so begrüßt man jede Arbeit, welche ein Teilgebiet der belgischen Presse behandelt.

Leclercq-Paulissen gliedert seine Geschichte des Zeitungswesens in Tournai, entsprechend der politischen Entwicklung, in fünf Kapitel: vor 1789, 1789—1815, 1815—1830, 1830—1894 und 1894—1914. Die letzten beiden Abschnitte sind wieder unterteilt, da die Presse des Arrondissements (liberale, katholische, sozialistische) des Cantons und der Gemeinde behandelt wird. Der Verfasser stützt sich weitgehend auf die Arbeiten von Ernest Matthieu, dem vor dem 1. Weltkrieg noch bedeutend mehr Zeitungen zur Verfügung standen als Leclercq-Paulissen, da die Zeitungssammlung der Bibliothek von Tournai 1940 weitgehend zerstört wurde.

Die Ausführungen über die einzelnen Zeitungen sind im allgemeinen in knapper Form gehalten. Gerne hätte der Leser oft etwas mehr vernommen aus dem Leben der Drucker, Verleger und Redaktoren. Da sich aber Leclercq-Paulissen darauf beschränkt, die Presse des Kreises von Tournai auf 50 Seiten zu behandeln, bleibt ihm für die einzelnen Zeitungsunternehmen nicht allzu viel Raum. Wertvoll sind die Zusammenstellungen (S. 55—63) über alle Zeitungen des Arrondissements. Wünschenswert wären, besonders für den ausländischen Leser, vollständige Titelangaben der zitierten Werke gewesen.

F. Blaser

EGBERT SILVA-TAROUCA, *Der Mentor der Kaiserin*. Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1960. 301 S. mit 45 Abb. — In diesem anziehenden Buch berichtet der österreichische Graf aus portugiesischem Stamme auf Grund der Quellen seines Familienarchives über seinen Vorfahren Emanuel Teles de Silva, Duc de Silva-Tarouca, der zu Anfang 1716 aus Lissabon an den Wiener Habsburger-Hof gekommen ist. Er hat es dort zum Geheimen Rat, Präsidenten des Niederländischen Rates, später Hofbaudirektor, der Schönbrunn vollendete, gebracht und ist am 30. Oktober 1774 als Ritter des Goldenen Vließes gestorben. Aus seiner Ehe mit Johanna Herzogin von Holstein-Beck entstammte die noch heute in Österreich blühende Familie Silva-Tarouca.

Was diesen 1696 geborenen Voll-Portugiesen zu einer den Durchschnitt der Staatsdiener und Höflinge um Maria-Theresia weit überragenden historischen Persönlichkeit emporhebt, ist die menschliche Rolle, die ihm an der Seite der großen Kaiserin zugefallen ist: Diese hat ihn nämlich, als Nachfolger der Gräfin Fuchs, ihrer geliebten «Fuchsin», zu ihrem «weltlichen Seelenführer», «Wahrheitssager», «Gewissensrat», «philosophe grondeur» und «Privatminister» selbst erwählt und mit diesen Namen bezeichnet. Guglia nennt ihn den «lebendigen Fürstenspiegel», und unser Verfasser prägt für Tarouca den treffenden Titel «Mentor der Kaiserin». Das Höchste aber sagt Maria Theresia selbst von ihm: «mon ami intime». Nur darf man das Wort «intime» beileibe nicht anders interpretieren als im Sinne von Seelenfreundschaft auf höchster, geistiger Ebene. Beide waren glücklich verheiratet; dies und ein Altersunterschied von über zwanzig Jahren, beiderseitige katholische Strenggläubigkeit und die am Wiener Hofe, zum Unterschied von Versailles, vorherrschende Sittenstrenge verbieten es, in Tarouca eine Art männlicher Pompadour zu wittern.

Schon deshalb nicht, weil sich dieser Mentor in seiner Berater-Funktion ausschließlich auf die menschliche Persönlichkeit seiner jungen Herrin be-

schränkt und jegliche Einmischung auf politischem oder gar militärischem Gebiet auf das strengste zu vermeiden wußte. Denn auf diesem Sektor ihrer Herrscheraufgaben war Maria Theresia bekanntlich durch eine ganze Korona von bedeutenden Staatsmännern, Diplomaten und Feldherren bedient: die Bartenstein und Harrach, die Kaunitz und Haugwitz, die Khevenhüller und Liechtenstein, Daun und Laudon etc. In diesen exklusiven Kreis der österreichischen Hoch- und Hofaristokratie hat der lusitanische Zugereiste einzudringen gar nicht versucht. Khevenhüller steht ihm in seinen Memoiren skeptisch gegenüber; Bartenstein lehnt ihn ab. Die Kaiserin aber lehnt sich an ihn an, denn sie hat erkannt, daß sie von Tarouca jenen «Mut vor Königsthronen» erwarten kann, der sie mit Wahrheit und nicht mit Schmeichelei bedienen wird. So bringt das Buch Silva Taroucas zwar wenig Neues an Historischem zu der großen Maria-Theresia-Literatur, dafür aber um so tiefere und schönere Einblicke in das persönliche Leben und Wesen der großen Frau und Mutter, Kaiserin und Landesmutter.

Dennoch ist Egbert Silva-Taroucas Werk nur indirekt ein Maria-Theresien-Buch, denn es behandelt natürlich als Zentralfigur seinen Vorfahren, der die alte portugiesische Adelsfamilie nach Österreich verpflanzt hat.

Wie kam dieser Graf Teles de Silva, späterer (niederländischer) Herzog Tarouca, überhaupt nach Wien? Als Begleiter seines Jugendfreundes Emanuel Braganza, jüngeren Bruders des Königs Joao von Portugal. Diese beiden tatendurstigen portugiesischen Jünglinge waren durch den Kriegsrühm des Prinzen Eugen von Savoyen angezogen und fanden, mit Hilfe von Taroucas Vater, heimlich den Weg in Eugens Feldlager im Türkenkrieg.

Nach dem Frieden von Passarowitz (1718) strandete Emanuel Tarouca wieder auf dem Hopfplaster in Wien, trat beim niederländischen Rat (dem «belgischen Ministerium») in den Staatsdienst und vertauschte nun die portugiesische Staatsbürgerschaft definitiv mit der österreichischen. Er mußte nun seinen Weg in Wien suchen. Zu dieser Zeit traf ihn die Nachricht von der Zerstörung Lissabons durch das Erdbeben von 1755. Unter diesem Eindruck schrieb Emanuel der Kaiserin: «Solum mihi superest sepulcrum.» Maria Theresias Antwort lautete: «Bleiben Sie doch in Wien, bleiben Sie doch bei uns und freuen Sie sich all der Gaben, die Gott Ihnen in Ihrer Familie beschieden, in Ihrer Familie und im trauten Kreis unseres Hofes!» Da war's um den Portugiesen geschehen: er wurde für den Rest seiner Tage — und seine Familie bis heute — erzösterreichisch.

Egbert Silva Tarouca, der temperamentvolle Verfasser dieses talentvoll, geistvoll und liebevoll geschriebenen Werkes, rühmt zwar Theodor von Karajan als Wiederentdecker des Tarouca als «Privatminister» der Kaiserin, dem er einen Vortrag in einer festlichen Akademiesitzung zu Wien am 30. Mai 1859 gewidmet hat. Er erwähnt auch rühmlich Friedrich Walther, der in seinen Werken «Männer um Maria Theresia» und «Maria Theresias Paladine» Taroucas nicht vergißt. Daß sein großer Vorfahre und «ami intime» der Kaiserin aber auf Zumbuschs figurenreichem Denkmal Maria Theresias nicht aufscheint, empfindet Egbert Silva-Tarouca schmerzlich — und mit Recht!

Der Nachfahre aber mag sich getrösten: Er hat dem Vorfahren in diesem wohldokumentierten, brillant geschriebenen Buch fürwahr ein Monumentum gesetzt.

Hugo de Haan

NOLD HALDER, *Die Zurlaubiana: ein Überblick nach bibliothekarischen, historiographischen und bibliographischen Gesichtspunkten*. S.-A. Festgabe Otto Mittler, S. 261—323. Portr. u. Taf. Verlag H. R. Sauerländer, Aarau 1960. — Fritz Ernst, der in seinem Essayband «Generäle» auch Beat Fidel Zurlauben (1720—1799) würdigte, schrieb der Stadt Aarau ein wissenschaftliches Wallfahrtsziel zu. Er meinte damit die Bibliothek Zurlaubens, die bei der Liquidation der Helvetik in den Besitz des Kantons Aargau gekommen war und heute noch die Zierde der Kantonsbibliothek ausmacht. In seiner Bibliothek, die an Drucken über 7000 und an Handschriften rund 400 Bände umfaßt, spiegelt sich die gelehrte und literarische Tätigkeit des Generals. Kantonsbibliothekar Nold Halder berichtet nun über die Zusammenfassung der bisher ungünstig und verstreut aufgestellten Zurlaubens-Bände, Drucke wie Handschriften, zu einer bibliothekarischen Einheit, zur «Zurlaubiana». Die Katalogisierung der vielen Handschriftenbände historischen, antiquarischen und genealogischen Inhalts stellt ein besonderes Problem dar, das unter Verwendung außerordentlicher Mittel angepackt werden mußte und heute soweit gelöst ist, daß der Forscher von dieser Fundgrube historischen Materials Gebrauch machen kann. Katalogisierungsprinzipien, Zeitaufwand und Kosten des Unternehmens werden erläutert. Ein weiterer Abschnitt der Publikation gilt der Geschichte der Biographie Zurlaubens, wobei bekannt wird, daß eine handschriftliche Darstellung aus der Feder Hans Herzogs vorhanden ist. Dieser frühere Kantonsbibliothekar hatte sich besonders eingehend mit Zurlaubens Briefwechsel befaßt; seine schließlich gescheiterten Editionspläne im Rahmen der «Quellen zur Schweizergeschichte» werden Schritt für Schritt verfolgt. Ein Kapitel zur Bibliographie der Morgarten-Frage, die mit Zurlaubens Lokalisation des Schlachtfeldes einsetzt, schließt die Publikation ab. Ferner stellt Nold Halder eine umfassende Bibliographie von Zurlaubens Leben und Werk in Aussicht. Der vorliegende Überblick über die Zurlaubiana hat, wie der Untertitel anzeigt, viele Aspekte und geht mitunter stark ins Detail. Leider geht der Verfasser nicht auch auf die Umstände der Erwerbung der Zurlaubiana durch den Kanton Aarau ein, vielleicht in der Meinung, die Wiederholung von Bekanntem zu vermeiden. So aber kann es dem Außenstehenden nicht klar werden, wie die Bibliothek des Zegers Zurlauben nach Aarau gelangte, wenn er sich nicht die Mühe nehmen will, die im Anmerkungsteil angeführte Literatur zu konsultieren.

Jean-Pierre Bodmer

BARNAVE, *Introduction à la Révolution française*. Texte présenté par Fernand Rude. Paris, Armand Colin, 1960, 78 p. (Cahiers des Annales, n° 15.) — Dans la brillante cohorte des protagonistes de la Révolution, Joseph Barnave occupe une place exceptionnelle. Non pour son talent d'orateur, quoi qu'il fût grand. Ni parce que, enthousiaste destructeur de l'ancien régime en 1789, il visait déjà en 1791 à freiner le nouveau... car ils étaient nombreux les Jacobins de la première heure devenus, comme lui, Feuillants! Mais, en 1792, la plupart d'entre eux réussirent à se sauver, à se cacher, à survivre jusqu'à leur revanche; tandis que Barnave se laissa prendre et, exception unique, employa le temps de sa captivité, qui fut long (pour l'époque!) non à s'indigner ou à se justifier, mais à lire, à réfléchir, à penser. «L'étude

m'a valu des heures délicieuses», écrivait-il à sa sœur, déjà à deux pas de la guillotine.

Les écrits de ce pionnier de la Révolution, qui la repense comme si elle était déjà une page d'histoire, publiés en 1843 par Béranger de la Drôme (Barnave, on le sait, était un protestant de Grenoble), avaient attiré l'attention de Jaurès, puis de Mathiez. La réimpression de l'*Introduction à la Révolution* (d'après le manuscrit, et avec une exactitude scrupuleuse dont on se dispensait tranquillement sous Louis-Philippe) donnera-t-elle au lecteur, comme à M. Rude, l'impression que Barnave, continuateur de Montesquieu et de l'abbé Mably, par l'importance qu'il donne à l'économie dans la politique, est plus proche de Karl Marx que n'avait pensé Jaurès? Peut-être.

Mais on se demandera aussi si ce n'est pas surtout par la personnalité de l'auteur, cet homme «engagé» à la plume impartiale, jugeant avec la même fermeté sereine les circonstances du jour et celles du passé, que cet écrit mérite de figurer parmi «les classiques de la Révolution française». A notre avis l'intérêt en est plutôt encore philosophique et biographique qu'historique. Justement à cause des passions, de la partialité, voire de la mauvaise foi, que ces documents expriment, il nous semble qu'il y a plus à gagner pour l'histoire proprement dite dans les apologies, même si elles ne sont pas de Madame Roland, ou dans les réquisitoires, même s'ils ne sont pas d'André Chénier.

C.-R. Delhorbe

RENZO DE FELICE, *Note e ricerche sugli «Illuminati» e il misticismo rivoluzionario (1789—1800)*, Roma, Edizioni di storia e letteratura, 1960. In-8°, 238 p. — L'auteur di queste note è probabilmente il migliore conoscitore italiano del pensiero politico romano dell'età della Rivoluzione. Le sue ricerche sui giacobini fanno ormai autorità. Notevoli pure sono i suoi contributi alla conoscenza dell'evangelismo giacobino e del pensiero di quel famoso abate Claudio della Valle.

In questo ultimissimo volume l'a. pubblica una serie di documenti, in parte inediti, su due strane figure, Ottavio Cappelli e Suzette Labrousse, e traccia una serie di direttive e di ipotesi per una ricerca sulla vita religiosa e sulla sensibilità rivoluzionaria della fine del Settecento.

Il volume è da porsi tra i più validi contributi alla conoscenza del misticismo rivoluzionario. Nuove ricerche sono però necessarie per ottenere un quadro completo d'un fenomeno così complesso e complicato; interpretazioni più caute sull'essenza del fatto mistico bisognerà aspettare prima che si possa avere una solida valutazione di detto fenomeno dal punto di vista politico. E questo volume del De Felice n'è un ottimo avvio. G. Busino

ILSE MINTZ, *American Exports During Business Cycles, 1879—1958*. Occasional Paper 76. National Bureau of Economic Research, New York 1961. 92 S. mit Tab. — Die Verfasserin hat anhand eines umfangreichen Zahlenmaterials die amerikanischen Exporte der Zeitspanne 1879 bis 1958 untersucht. Sie kam zu folgendem Resultat: Trotz der überaus großen Vielfalt an Waren und trotz des weltumfassenden Marktes, auf dem die amerikanischen Waren vertreten waren, konnten wesentliche Schwankungen im Gesamtwert des Exportes nicht verhindert werden. Es sind Schwankungen bis zu 18% pro Jahr festgestellt worden. Die Verfasserin glaubt

eine bestimmte Kurve herauslesen zu können, nach welcher die Dauer dieser Schwankungen ungefähr $3\frac{1}{4}$ Jahre betragen, wobei zwei Jahre der Ausweitung gehören und $1\frac{1}{4}$ Jahre dem Rückgang.

Ilse Mintz stellt dann vor allem fest, daß es der Wirtschaftspolitik und dem Staat nicht gelungen ist, diese Schwankungen zu verhindern oder auch nur deutlich zu vermindern. Im Gegenteil, die USA-Exporte weisen in den letzten Jahren eine noch viel unstabilere, sprunghaftere Tendenz als zuvor auf. Als dominierenden Faktor bezeichnet Ilse Mintz die ausländische Nachfrage. Es handelt sich hier zweifellos nicht um eine neue Erkenntnis. Ebenso nicht, wenn die Verfasserin feststellt, daß die USA-Exportkurve weitgehend mit derjenigen des Weltimportes zusammenfällt, und daß die USA-Exporte mit dem Ansteigen und Absinken der Weltimport-Zyklen mehr oder weniger parallel verlaufen. Die vorliegende Arbeit hat einige interessante Zusammenhänge neu aufgezeigt. Der «Zyklentheorie» wird man freilich kaum oder nur mit Vorbehalten zustimmen können.

Albert Hauser

WALTER HEINRICH STRASSER, *Jeremias Gotthelf als Satiriker*. Buchdruckerei Buri, Bern 1960. 142 S. — Nachdem Gotthelf lange Zeit dämonisiert, theologisiert und «verewigt» worden ist, scheint das Bedürfnis nach weniger sensationellen Interpretationen Platz zu greifen. Auch die vorliegende Dissertation ist vernünftig-maßvoll, sauber und keineswegs extravagant geschrieben. Sie enthält, in Form der ersten beiden Kapitel, die Lösung einer im Jahre 1954 von der Universität Basel gestellten Preisaufgabe. Ihr Ziel ist, das Satirische im Gesamtwerk nicht isoliert, sondern in engem Zusammenhang mit dem Prophetischen zu deuten.

Wenn man Straßers Behauptung, Gotthelf sei ein Prophet und nur als solcher Satiriker, vor allem als Arbeitshypothese und nicht als fundamentales Urteil betrachtet, wird man sich mit einer gewissen Einseitigkeit des Standpunkts ohne weiteres abfinden. Die (für jeden Forscher fast unentbehrliche) Einseitigkeit führt nämlich zu einer bei einer Dissertation seltenen Geschlossenheit der Darstellung und zu einer Klarheit, die von Souveränität zeugt. Straßer hält sich in bezug auf inhaltliche Voraussetzungen und auf Methode strikte an die Thesen seines Lehrers Walter Muschg. Die Anhänglichkeit des Schülers wirkt aber nie peinlich, zeitigt höchstens im Schlußkapitel einige Verwirrung: die Sprache Gotthelfs erscheint dort fast wie ein Fremdkörper.

Nach drei einleitenden Kapiteln werden die soziale Frage, das Bild des Staates, die prophetische Politik, Gotthelfs Satire auf die Städter, diejenige auf die Gottlosigkeit und den Zeitgeist erörtert. Straßer erklärt die politische und geschichtliche Situation des Dichters in aller Sorgfalt. Die Interpretation der «Käseri in der Vehfreude» als eine Satire auf den neu geschaffenen Bundesstaat leuchtet ein; die Begründung, warum Radikale, Juristen und Berufspolitiker bei Gotthelf so schlecht wegkommen, ist plausibel; das Bild der Städter als Entwurzelte ebenfalls. Alles kommt in den richtigen Zusammenhang und wird, von der einmal gewählten Zielsetzung gesehen, verständlich beleuchtet. Ein Ausblick auf andere große Satiriker wie Voltaire oder Heine fehlt — weil ein solcher Ausblick keineswegs ins Konzept der tragischen Literaturgeschichte passen würde. Doch die erwähnten Vorzüge lassen die kleinen Mängel rasch vergessen.

Hans Bänziger

GAETANO SALVEMINI, *Scritti sul Risorgimento*, a cura di Piero Pieri e Carlo Pischedda. Milano, Feltrinelli Editore, 1961. In-8°, XV + 682 p. — GAETANO SALVEMINI, *Scritti sul Fascismo*, a cura di Roberto Vivarelli. Milano, Feltrinelli Editore, 1961. In-8°, XIV + 677 p. — Huizinga écrit que les grands historiens «participent à la vie de leur peuple et de leur temps comme hommes d'Etat, chefs religieux, juges et poètes», mais qu'ils sont «rarement des hommes d'écoles». Gaetano Salvemini, lui, participe à la vie de son peuple à la fois en tant qu'homme d'Etat et homme d'école. Maître incomparable d'histoire médiévale, expert de l'Europe moderne et contemporaine, l'historien, chez Salvemini, ne fait qu'un avec le politicien. Il fut un démocrate intransigeant, engagé dans la défense de la liberté et la réalisation de la justice sociale. Libéral aux tendances radicales, il se disait parfois marxiste, mais son marxisme n'était rien, sinon horreur des superstructures idéologiques. En réalité, il était empiriste, ennemi des abstractions, et respectait avec sensibilité la réalité «même si elle ne ressemblait aucunement aux idées et aux aspirations traditionnelles». Cette lutte contre les abstractions, il la mena toute sa vie, avec son âpreté de paysan des Pouilles, répondant volontiers aux beaux discours et aux belles intentions par l'ironie les sarcasmes. Son style clair, sobre et lisse se surveillait dans les rares moments d'émotion. Dans un pays où l'enflure rhétorique et le pathétique facile se déversent des livres, des journaux et des chaires, Salvemini donna l'exemple de l'autocritique, de la simplicité.

Exilé par le fascisme, il professa à Harvard, puis ce fut le retour à sa chaire d'histoire moderne de Florence. Sa vie fut des plus simples, et ses seules richesses, une caisse contenant les jouets de ses enfants, tous morts avec leur mère lors du tremblement de terre de Messine, et l'affection de ses nombreux amis et disciples. De ses droits d'auteur (ses livres connurent un grand succès dans les pays anglosaxons) et de ses autres ressources, il alimentait des bourses d'études pour de jeunes amis et aidait des institutions culturelles à entreprendre certains travaux sur des sujets d'actualité. Il encourageait de jeunes ouvriers et paysans désireux d'améliorer leur situation. Et lui, il se contenta toujours d'une chambrette chez quelque ami fortuné et hospitalier : c'est ainsi qu'il vécut jusqu'à quatre-vingt-quatre ans.

Salvemini ne se soucia jamais de réunir ses écrits, comme font les grands auteurs. Innombrables pages, réparties dans les actes des académies de divers pays, dans les journaux et revue d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique ; et quelques livres, en particulier d'histoire médiévale, qui sont devenus des raretés. Mais aujourd'hui, grâce à l'initiative du Prof. Ernesto Rossi et au courage d'un jeune éditeur, on a commencé la publication de ses œuvres complètes. Les premiers volumes sont consacrés aux études sur le «Risorgimento» et le «fascisme». Nous n'analyserons pas ces livres en détail : toutes les études réimprimées sont connues par les historiens de l'époque contemporaine. Il faut seulement remercier les éditeurs pour les notes et les commentaires, toujours bien charpentés. On pourra juger combien cette disposition en rend la lecture agréable.

G. Busino

HUGUES SIMÉON, *Frankreich stellt die Uhren um*. Westdeutscher Verlag, Köln-Opladen 1960, 236 S. — Das Buch richtet sich an deutsche Leser, die von den neuen Kräften im heutigen Frankreich einen anschaulichen Bericht

erhalten sollen. Wie erwartet, steht dabei die demographische Situation seit dem Kriege im Vordergrund, die den Altersaufbau der französischen Bevölkerung gründlich verändert, der Jugend einen hervorragenden Platz einräumt und um 1965 angeblich die Frage stellen werde, ob diese neuen Energien in den Aufbau eines modernen Frankreichs mit expandierender Wirtschaft eingefügt werden können oder sich nationalistisch entladen werden. Unter diesem Aspekt wird die Haltung der Armee in Algerien — mit besonderen Hinweisen auf die so fragwürdige «psychologische Kriegführung» — geschildert oder Äußerungen von Jugendlichen wiedergegeben. Das Ganze ist mehr journalistisch orientiert, unklar in der Disposition, bringt aber eine Reihe recht wertvoller Beobachtungen und Hinweise.

R. v. Albertini

Politische Vierteljahresschrift, Zeitschrift der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft. Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen. — Diese neue Zeitschrift, die seit dem Herbst 1960 erscheint, vermag dem Neuzeithistoriker und vor allem dem Gegenwartsgeschichtler wichtige Dienste zu leisten. Die Namen der Herausgeber (K. D. Bracher, G. von Eynern, O. H. v. d. Gablentz, G. Leibholz, D. Sternberger) sind ein Programm! Ihre Werke bürgen für die Qualität der Zeitschrift. Ihre Interessengebiete gelten wohl als Grenzmarken, welche den Interessenbereich der Zeitschrift bestimmen: Zeitgeschichte, politische Soziologie, Geistesgeschichte, Geschichte der politischen Ideen, Staats- und Verfassungsrecht. Wie im Geleitwort betont wird, soll die politische Wissenschaft im eigentlichen Sinne, das heißt *die Untersuchung der realen Verfassung*, im Mittelpunkt stehen; aber die Verbindung zu den «Mutterwissenschaften» soll ebenso gepflegt werden. Das im Oktober erschienene, von Dr. E. Faul, Heidelberg, redigierte erste Heft bestätigt, daß diese Absicht eingehalten wird. Methodologisches, Verfassungsrechtliches und Politisches im engern Sinne wechseln miteinander. Außer Gablentz, Sternberger, Leibholz und Dr. R. Breitling wirken auch der Italiener G. Sartori (Florenz) und der Engländer D. N. Chester (Oxford) mit. Originell ist die Rubrik der «Rettungen», in der nach dem Muster Lessings «Gestalten und Schriften der Verschollenheit» entrissen werden, so im vorliegenden Heft Heinrich von Gager's Lexikonartikel über «Bürokratie». Wie ausgezeichnet der Besprechungsstil zu werden verspricht, beweist eine Sammelrezension von Werken über die chinesische Revolution. Obschon wir der Zeitschrift ein herzliches Willkomm zurufen, erlauben wir uns dennoch die Frage, ob diese Neuschöpfung nicht mit der bereits bestehenden «Zeitschrift für Politik» hätte vereinigt werden sollen.

Erich Gruner